

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 289. Bromberg, den 19. Dezember. 1934

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

Das Jagdhaus Brunftwiesen war in andere Hände übergegangen. Vor einem halben Jahr war es an eine Seitenlinie gefallen: die beiden Brüder Kauz hatten es zu gleichen Teilen geerbt.

Hinter dem Hause stiegen steil und riesig der Huckenkogel und die Deixelwand auf. Um 4 Uhr nachmittags lagen beide meist schon in tiefstem Schatten, als wären sie nie gewesen.

Brunftwiesen hatte lange, tiefverschneite Winter mit einsamen Gehspuren nach Unterloching und kurze, herbschöne Sommer mit ungezählten verschwitzten Touristen, die alle an dem einsamen Hause vorbei weiter aufstiegen.

Im Gasthof aber und in den Läden in Unterloching war die Veränderung mit Brunftwiesen Tagesgespräch: „Und das des Ganze eing'richt wird auf a Wintersportpension. Und daß der Ältere von die zwa a Schiffskapitän g'wes'n is oder so was, und daß des der nämliche sein muß, dem seine Frau mit an andern durchgegang'n is. Desweg'n hat er nur mehr den klan Buam allanig." — Vom zweiten wußten sie nicht viel. Er war nie mit dem alten verstorbenen Herrn hier gewesen. So wußte man nur, daß er jung, blond und bildhübsch war, so hübsch, daß das rundliche Postfräulein von Unterloching, mit Bubikopf à la Sommerfrischler und ausrasiertem Specknacken, ihm jedesmal seufzend die Empfangsbescheinigungen ausstellte oder die Marken samt Netzschwämmchen hinschob.

Im Jagdschlössel aber war seit vierzehn Tagen ein Chaos, das ratlos hätte machen können. Bis um 6 Uhr waren meist klopfend und schabend Arbeiter im Haus. Überall standen Kisten umher, teilweise ausgepackt. Nur an dem Garten, der hinten in einem langen Dreieck an die Berglehnen stieß, hatte diese Unordnung keinen Teil. Dort bohrte, einsam hockend, der fünfjährige Xandi verschwiegen Löcher und Kanäle und pflückte sich von dem niedrig verschrumpelten Wachholderbuschwerk die Beeren in den Mund. Ein paar erfrorene Allerseelenblumen standen dort noch vor dem Steinsockel einer Diana, die sich mit einem Arm, dem die Hand fehlte, auf einen Rehbock stützte, dem auch schon allerhand abgebröckelt war. Für Xandi aber hatte dieses Steinbild trotzdem etwas Erhebendes. Er nahm es mit runden, geweiteten Augen immer wieder in sich auf. Irgendwie war es die Frau, die ihm so besonders gefiel, gegen deren liebliches Steingesicht seine bösen muffigen Kindermädchen nach der Reihe keinen Vergleich aushielten. Wenn er den Papa hörte, dessen Stimme meistens wütend klang, duckte er sich erschreckt. Aber es galt jetzt seltener ihm, meistens Onkel Steff.

Steff stand in der Vorhalle auf einer Stehleiter und montierte an dem kunstvollen Stuckplafond das elektrische Licht, mit zusammengezogenen Brauen angestrengt schauend, denn durch die offene Haustür drang nur mehr schwaches Tageslicht.

Da kam der Kapitän dazu, blieb stehen und sah unter dem Schild seiner Mütze (eine Art Marinekappe in Zivil), die ihm auch im Hause das erhöhte Gefühl von Kommando gab, verärgert zu ihm hinauf: „Na, da bist du ja doch! Hast du mich denn nicht rufen gehört?"

„Ich habe dich schon gehört", gab Steff, in seine Arbeit versunken, zu.

„Was machst denn du da oben? Kann das nicht ein Monteur machen?"

„Was man selber machen kann, kostet nichts!"

„Also, Steff! Ich habe aber mit dir zu reden. Du kannst mir gefälligst Gehör schenken!"

Steff schwang seufzend ein Bein über und sprang ab: „Also was ist los?"

„Der Trampel ist weg! Ich habe ihn hinausgeschmissen!"

Steff zog mit einer dehnenden Bewegung die Hose höher durch den Gurt und war noch nicht gleich bei der Sache. „Welchen Trampel?"

„Na, welcher wird es denn sein?!" wütete der Kapitän. „Wir haben doch nur einen gehabt: die Julie!" Ihn ärgerte das resignierte Gesicht seines Bruders; über den Wert oder Unwert des Personals waren sie meist nicht einer Meinung. Und wenn auch die Ansicht eines Menschen von kaum achtundzwanzig Jahren vom Kapitän nicht stark in Betracht gezogen wurde, so lag der Fall jetzt hier doch so, daß dieser mit einer Art Berechtigung überall seinen Senf dazugab. „Also verstehst du? Ich hab' die auch noch hinausgeschmissen. Die wären ja alle nacheinander nichts gewesen für unsere Fremdenpension."

„Na, da sind wir ja gut dran, Franz! Vor deiner Fremdenpension kann einem ja angst und bange werden! Ob ich die für meinen Teil wirklich mitmachen . . .?"

Der Kapitän hob sein schmales, rotbraunkoloriertes Gesicht mit der wutbereiten Mimik: „Und wie du sie mitmachst! Was bildest du dir ein? Soll man das Haus vielleicht halbieren? So ein Trottel kannst du doch nicht sein, dich einer solchen Geldquelle zu verschließen!?"

Steff klopfte sich nachdenklich ein paar Stuckbrösel aus seiner Krawatte: „Na, du bist ja wieder wahnsinnig reizbar! Ich meine, zu so etwas gehört eine Liebenswürdigkeit und Selbstbeherrschung, die wir . ."

„Erspare dir deine Belehrungen! Das weiß ich selber!"

„Ich gestatte es mir zu denken! Jedenfalls, die Julie hätte uns vorläufig noch gut getan! Wer versorgt jetzt den Kleinen, wer kocht?"

Der Kapitän löschte mit einer fuchtigen Handbewegung sein Streichholz, mit dem er sich eine Zigarette angezündet hatte. „Ich meine, da wirst eben du so freundlich sein, etwas zu machen!"

Steff sah ihn, auf diese Ungerechtigkeit hin, verletzt an: „Bin ich eine Kinderfrau oder eine Köchin? Ich schufte von

früh bis in die Nacht, um uns Arbeiter und Geld zu ersparen, das könntest du doch sehen!"

„Ja! Und da soll ich vielleicht den ganzen Tag „danke" sagen? Ich habe mit wichtigeren Dingen den Kopf voll! Du glaubst wohl, die Reklame machte sich von selber, wie!? Und die Bestellungen von Bettwäsche und Porzellan extra!? Da ist das, was du machst, lächerlich dagegen, das bisserl an den Tapeten Herumkratzen, Klingelnanbringen!"

„Meinetwegen!" sagte Steff beleidigt und legte die hohe Stehleiter um. „Wahrscheinlich hätten wir diese Sachen wie Geschirr und Leintücher später nicht mehr bekommen!"

Wenn es dunkelte, kam Xandi meistens vorsichtig ums Hauseck und über die Schwelle. Dann schob er sich an der Längswand der Halle entlang und vor bis zur dicken Holzsäule der Treppe. Dann konnte man sich einmal so herumschwingen, und hinten, durch ihre Windung verdeckt, gingen zwei Steinstufen in die Küche. Aus ihr kam ein Spalt Licht.

„Wo ist denn der Papa?"

„Weiß nicht!"

„Was machst du denn, Onkel?"

„Kochen!" antwortete Steff resigniert. Er hatte im großen Herd, der von der Mittelwand aus frei in die gewölbte Küche ragte, ein Feuer entfacht, daß man hätte einen Ochsen braten können, und sein Taschentuch um den Stiel eines Schnellsieders gewickelt. „Du kriegst deine Milch, und wir trinken eben Tee!"

Steff war von Beruf eigentlich Ingenieur und hatte dann noch zwei Jahre Chemie studiert. Dann war Brunftwiesen dazwischengekommen. Die Stellungssuche wurde dadurch überflüssig, und das hier hatte ihn mit einem solchen Heimatsgefühl gepackt, daß es ihm beinahe leicht geworden war, sein Studium zu lassen.

Während er jetzt den Siedepunkt von Milch und Wasser abzuwarten hatte, überlegte er, wie er sich trotzdem eine kleine Werkstatt einrichten würde. Ein paar Nachtstunden hier und da blieben ihm ja doch für seine Experimente.

Im kleinen Eßzimmer mit der tabakbraunen Tapete und dem weißen Empireofen mit griechischen Göttern saß Xandi dann, auf seinen zwei Polstern erhöht, zwischen den beiden Herren, hielt mit seinen runden Händen die Tasse mit Milch fest, in Abständen probeweise davon kostend, und schielte prüfend über den Tassenrand zum Papa hinüber.

Der räusperte sich ein paarmal ungeduldig. Der Kapitän bevorzugte Aussprachen, indes Steff schweigend seine Wurst schälte und noch beleidigt schien. Auf seinen blonden Kopf fiel aus dem elektrischen Kerzenlüster ein welliger Glanz.

„Hör mal! Schneidest du vielleicht schon wieder eines deiner berühmten Gesichter? Das kann einen rasend machen! Man wird hoffentlich noch etwas ganz in aller Ruhe mit dir bereden können!"

„Wenn du das in aller Ruhe bereden nennst?! Du brüllst doch heute wieder den ganzen Tag wie ein Stier!"

„Selbstverständlich! Wenn etwas organisiert werden soll, kann es nur nach einem Kopf gehen. Schließlich bin ich fünfzehn Jahre älter als du! Wobei man die Überseejahre ruhig doppelt zählen kann an Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Du bist ein lieber, netter Kerl, Steff! Aber verstehen tust du natürlich von allem noch einen Dreck!"

„Danke!" sagte Steff und goß sich Tee ein.

„Trotzdem werden wir uns ganz gut ergänzen!"

„Das heißt, ich soll überall das Pummerl machen!" bemerkte Steff eigensinnig.

Aber der Kapitän war zufrieden, wieder ins Gespräch gekommen zu sein. „Also! Wie machen wir es jetzt? Ich denke, einer von uns fährt morgen nach Unterloching und schaut, daß wir von dort einen verläßlichen Burschen einstweilen heraufbekommen, den man dann gleich als eine Art Hausdiener verwenden kann. Morgen muß auch die Post schon etwas bringen! Wir müssen es halt mit Frauenzimmern versuchen, der niederen Löhne halber. Mir wäre ja männliches Personal tausendmal lieber! Herrgott! Meine Matrosen! Das waren Kerle! Steff! Kannst du nicht „muh" machen? Red' was!"

„Was soll ich denn immer reden? Ich habe Hunger! Ich esse jetzt!"

„Also jedenfalls, am 17. eröffne ich!"

„Was eröffnest du am 17.? Doch nicht etwa die Pension?"

„Ja! Selbstverständlich!"

„Aber das ist doch ausgeschlossen! Wie sollen wir denn da fertig werden?"

„Wenn i[illegible] sage am 17., dann ist es auch am 17.!" erhitzte sich der [illegible]apitän wütend. „Da wären wir ja nicht einmal aus einem Hafen hinausgekommen mit deiner Bandlerei! Das wäre gelacht, wenn das nicht ging!"

„Na, da bin ich [illegible]eugierig, wie du das machen willst, Franz. Wir werden ja noch die Gäste ohne Dienstboten haben, und . . . da kommst du immer mit deinem Dampfschiff daher!"

Der Kapitän sah drohend zu seinem Bruder hinüber. „Du! Die „Kleopatra" laß ich nicht antasten von dir! Verstanden!!"

„Wo habe ich sie denn angetastet? Laß mich jetzt schon in Frieden!"

Aber Franz schlug doch noch einmal mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Tassen und Gläser klirrten und der kleine Xandi vorsichtig unterm Tisch verschwand. „Du bist doch der Bockschädel, der streitsüchtige! Und du . . . Feigling, wo bist denn du auf einmal? Du gehörst ins Bett!"

„Das kann er doch nicht ganz allein."

„[illegible]arum denn nicht? Er ist doch schon fünf Jahre!"

„Das ist schon was, fünf Jahre . . . wenn man mit 28 von allem noch . . . einen Dreck versteht!" Steff erhob sich schlank. „Komm, Xanderl!"

„Ich geh' schon mit meinem . . . Sohn", erklärte der Kapitän und stand auf.

So gingen sie alle drei. Im Kleiderzimmer bekam Xandi eine Art geistiges Übergewicht in der Erkenntnis, daß die beiden Herren von seiner Körperpflege keine Ahnung hatten. Er nottelte selbst überall wichtig an Schuhbändern und Knöpfen und gab an, wie man das Nachthemd über den Kopf zieht.

Der Kapitän war väterlich herablassend. „Na also, das muß aber alles viel fixer gehen! Marsch jetzt ins Bett! Und dein Gebet, kurz und einfach: Herrgott, beschütze uns zu Wasser und zu Land. Amen."

Xandi warf einen entschuldigenden Blick zu seinem sixtinischen Papierengel hinauf. Er betete sonst ganz anders.

„So, gute Nacht jetzt, kleiner Mann! Brav sein!"

Steff aber klopfte noch kameradschaftlich die Kissen. „Servus, Xanderle! Die Türe lehne ich nur an. Wir sind unten im Eßzimmer, du weißt ja."

„Ja", hauchte Xandi mit einem Seufzer, denn jetzt kam sie doch, die Dunkelheit . . . und das Fürchten.

*

Anfang Oktober war der Schnee vom Huckenkogel und der Deixelwand schon sehr stark näher gerückt. Aber über Brunftwiesen und dem Tal zu war er noch einmal sickernd und gurgelnd zergangen.

Jetzt aber kam er aus einem gebauschten Himmel unaufhaltsam in seinen Wirbeln . . . und zwei Tage darauf war es tiefer Winter.

Der Kapitän klopfte jedesmal befriedigt seine Schuhe vom balligen Schnee. „Na, das trifft sich ja ausgezeichnet! Und am 17. eröffne[illegible] wir!"

Steff richtete Skier und Hörnerschlitten und zuckte schweigend die Schultern.

Kurze Zeit darauf stand einer im Haustor.

„Was willst denn du hier?" herrschte der Kapitän den jungen Burschen an, der mit offenem Munde dastand.

„Na also, was willst du denn?"

„I bin von . . . Unterloching."

„Das kann ich mir denken! So siehst du auch aus! Nun, und?"

„I tat mi bekümmern . . . z' weg'n dem . . . Posten."

„Ach so! Na ja, das ist schön! Da komm nur einmal gleich mit mir herauf!"

„Ah . . . da schaust di an!" lispelte er staunend, während er vorsichtig, wie auf Eiern steigend, dem Herrn über die Treppe und durch einige Zimmer folgte.

Brunftwiesen verbarg nur äußerlich durch seine jagdliche Bestimmung und durch sein ernstes, einfaches Steinportal das Liebestuskulum, das es einstens gleichzeitig gewesen, und schien mit seinen venetianischen Spiegeln und seidenen Tapeten auf den keuchenden und gemütsruhigen Kofler-Mauritius noch höchst sinnverwirrend zu wirken.

Der Kapitän allerdings hatte sein Zimmer mit Energie und ganz persönlichem Geschmack sofort dem galanten Zeitalter entrissen, die Miniaturen dekolletierter Frauen verächtlich entfernt und seine Wände mit riesigen Atlanten und großen Bildern berühmter Lloyddampfer sehenswert und wohnlich gestaltet, neben einigen wirklich interessanten Trophäen, chinesischen Pagoden und dergleichen. Ein alter, eingelegter Sekretär bildete den einzig belassenen Mittelpunkt. Auf ihm lagen jetzt ungefähr achtzig weibliche Photographien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pantoffeln der Königin.

Erinnerung von **Henny Alberta Hansen.**

Großvater hatte uns sechzehn zum Weihnachtsmärchen ins Hoftheater eingeladen, es gab „Schneewittchen und die sieben Zwerge". Erwartungsfroh und aufgeregt saßen wir in der großen Fremdenloge, die Kleinen vorn und die Großen hinten, groß waren alle die, die schon in die Schule gingen. Wir fragten Großvater natürlich tot und wieder lebendig, vor allem, ob auch alles ganz genau so wie im Märchen sein würde, denn sonst wäre es ja nicht „richtig". Dann ging der Vorhang hoch, und Schneewittchens Schicksal lief vor unsern Augen ab. Zum Schluß kam dabei der Todestanz der bösen Königin auf der Hochzeit. Wir gönnten ihr das von Herzen, und mein Vetter Theodor plädierte sogar für einen Scheiterhaufen; die glühenden Pantoffeln waren ihm viel zu zahm.

Auf dem Nachhausewege wurde die Frage, ob die Pantoffeln glühendes Eisen gewesen oder nur mit Holzkohlen oder Plättbolzen geheizt seien, Anlaß zu einer sehr nachdrücklichen, handgreiflich ausgefochtenen Meinungsverschiedenheit, die Großvater damit zum Stehen brachte, daß er uns versprach, uns nach dem Fest die Pantoffeln zeigen zu lassen.

Und so gingen wir nach dem Fest eines Tages mit Großvater ins Theater, um die Pantoffeln der Königin anzusehen. Die Pantoffeln der Königin — wie Musik war das, denn in einem geheimen Herzenswinkel hatte ich doch Mitleid mit ihr; für eine Königin schien mir der Tod in glühenden Pantoffeln reichlich hart. Aber Gerechtigkeit muß sein . . . Wir gingen hintenherum durch eine unscheinbare Tür über einen Hof, der gar nicht nach Theater, sondern wie jeder andere Hof aussah, was wir sehr merkwürdig fanden. Dann stiegen wir mit klopfendem Herzen schmale Eisentreppen hinauf und standen vor einer riesigen grauen Eisentür, in der sich ein kleines Schiebefenster öffnete. Dem uns unfreundlich anstarrenden Mann gab Großvater eine Karte, und brummend schloß der Griesgram die Tür auf. Über einen dunklen Flur kamen wir in einen großen Raum, der voller Kleider hing und entsetzlich dumpf und muffig roch.

Ein verhutzeltes Männchen im grauen Lüsterröckchen schob seine Stahlbrille auf die Stirn und sah uns prüfend an. „Soso, das sind die Enkel? Bewahre mich der Himmel, was für eine Unlast!" Großvater lachte: „Die fünf Kleinsten fehlten noch, Pommerenke. Ist das nicht ein rechter Gottessegen?" Das Männchen schüttelte den Kopf und schlurfte vor uns her in einen anderen Raum. Hier hingen Rüstungen, Waffen, Engelsflügel, Harfen und andere Dinge bunt durcheinander, auf zwei riesigen Regalen standen Schuhe und Stiefel aller Arten und Zeiten.

Wir warteten mit tellergroßen Augen und Herzklopfen. Jetzt würden wir gleich die Pantoffeln der Königin sehen! Das Männchen kletterte auf eine Leiter und kam mit einem rotleuchtenden Etwas herunter. Waren die Pantoffeln noch glühend? Mein Bruder Hans kniff mich vor Aufregung in den Arm, und selbst Theo, der größte, wippelte mit den Füßen. Wir traten einen Schritt zurück. Pantoffeln, in denen eine Königin gestorben war, wenn auch eine böse, hatten entschieden etwas Unheimliches.

Das Männchen kicherte: „Na, ihr seid wohl bange? Nette Böhnhasen! Hier", und damit zog er mich heran, „sieh sie dir genau an, das sind Pantoffeln für schlechte Menschen." Ich hielt die Pantoffeln in der Hand, die Pantoffeln der Königin! Und weinte laut. Nicht aus Mitleid oder in der Erinnerung, sondern vor Empörung. Diese Pantoffeln, die Pantoffeln der Königin, waren ganz gewöhnliche Holzpantoffeln mit leuchtend rotem Blech beschlagen.

Mein Vetter Walter riß sie mir aus der Hand und schrie, rot vor Entrüstung: „Das ist ja Schwindel! Sie, Herr, zeigen Sie uns die richtigen, hören Sie!" Das Männchen stand ganz verdattert, dann meckerte es händereibend: „Nee, das sind nu Großstadtkinder und glauben noch an feurige Pantoffeln! Ja, wie denkt ihr euch denn das? Wer sollte die denn anziehen?"

„Die Königin natürlich", sagte ich, „mein heimliches Mitleid verleugnend. „Wenn die Pantoffeln nicht richtig glühend waren, wovon bleibt sie denn tot?"

„Ja", fragte Walter drohend, „wovon„ bleibt sie denn tot?"

Das Männchen sah uns kopfschüttelnd an. „Aber Kinder, das ist doch nur ein Spiel, wir sind doch hier im Theater! Wir können doch nicht jeden Abend eine Königin sterben lassen."

Wir waren starr. Die Königin war nicht wirklich tot? Nur so zum Spaß? Unerhört! Tausend Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Ich riß an dem grauen Lüsterjäckchen. „Und war Schneewittchen auch keine richtige Prinzessin wie die Prinzessinnen aus unserm Schloß? Und war der Apfel auch nicht vergiftet? Zeigen Sie mir den Apfel! Ich will sehen, ob er vergiftet ist." Ich hatte von Gift nur eine sehr dunkle Vorstellung, nach meiner Ansicht war es grün; giftgrün hieß es doch immer. Das graue Männchen rieb sich nervös die Hände; ihm mochte wohl eine Ahnung kommen, daß hier ein Häuflein Kinder zum ersten Male aus dem Himmel der Kinderträume in die Hölle der Wirklichkeit fiel. Er hustete verlegen und sagte, den Apfel habe Schneewittchen aufgegessen. Aber Walter erhob Einspruch.

„Nein, sie hat nur hineingebissen, dann ist sie umgefallen, ich habe es ganz genau gesehen." Da legte sich Großvater ins Mittel.

„Na, ihr könnt euch doch denken, daß der vergiftete Apfel gleich fortgeworfen wird, da könnte ja sonst ein Unglück passieren." Das leuchtete uns ein. Aber ich weinte weiter, ich war zu enttäuscht, meine Schwester Therese und zwei Basen desgleichen. Da taten wir dem grauen Männchen leid, irgendwo hatte es sich wohl ein Stückchen Herz bewahrt unter seiner Welt von Masken und Attrappen.

„Kommt mal mit! Ich werde euch auf die Bühne bringen. Da könnt ihr euch das ganze Märchen ansehen." Wir guckten ein bißchen verzagt, trotteten dann aber hinter ihm her. In einem Nebenraum lagen Zwergenkostüme und Schneewittchens weißes Atlaskleid, und das Männchen nahm etwas aus einer runden Schachtel, schwenkte es in der Luft und sagte, das wäre Schneewittchens Haar. Unsere Tränen flossen wieder. Nicht mal das Haar ließen sie ihr! Das waren ja die reinen Indianer, die den Menschen die Skalpe abzogen! Mir tat jedes Haar weh, und selbst Erich, der härteste von uns allen, fuhr mit der Hand über seinen Jungenschopf. Wir wanderten wieder über eiserne Treppen, über Böden mit schrecklichem Gerümpel, die das Männchen Schnürboden nannte und die wir nur haarsträubend unordentlich fanden.

Auf der Bühne, einer Drehbühne, war das ganze Märchen aufgebaut. Wir sahen uns alles an, nahmen auch wohl ein Tellerchen in die Hand, fanden aber, daß es ganz gewöhnliche Kinderteller waren und lange nicht so hübsch wie unsere zu Hause. Das Bett bestand auch nicht aus Gold, nein, bloß aus bronziertem Holz und der Glassarg — Ach, dieser Glassarg, in dem beerdigt zu werden uns unwahrscheinlich schön dünkte, war aus Marienglas, wie die Tür im Kamin und unser Adventstransparent. Nein, wir hatten genug von diesem Theater, das einfach eine Schwindelbude war. Und vor allem von diesem ekelhaften grauen Männchen, das den Schwindel gar nicht unerhört fand, sondern gleichmütig neben uns herging. Als wir wieder in der Kleiderkammer waren, stieß ich mit dem Fuß nach den Pantoffeln der Königin und warf der ganzen Bude einen haßerfüllten Blick zu. Mein Vetter Julius aber, der spätere Pastor, nahm die Pantoffeln und überreichte sie dem Männchen mit einem gestammelten

Dank. Walter und ich sagten nicht einmal guten Tag, wir konnten auch nicht, weil uns die Tränen im Halse saßen. Ganz still gingen wir mit Großvater heim, der uns ruhig gewähren ließ. Der gute Großvater, er hatte sich diesen Besuch seiner Enkelkinder in der bunten Welt des Scheins so ganz anders gedacht!

Abends habe ich in meinem Bett noch bitterliche Tränen geweint über die Pantoffeln der Königin, die nur einfache Waschküchenpantoffeln waren und nicht von einer richtigen Königin getragen wurden. Seitdem sehe ich mir nie wieder Pantoffeln der Königin an. Ich habe ohnedies genug Königinnenpantoffeln erlebt und noch manchesmal über sie geweint.

Weihnachtsbücher von ehedem.

Von Struwwelpeter und vom Herzblättchen . . .

Von Anton Mailly.

Jugendbücher, die vor einigen Jahrzehnten auf dem Weihnachtstisch lagen, feiern ihre Wiedergeburt! In den Auslagen der Buchhändler überraschen uns die lieben alten Bekannten entweder als noch gut erhaltene Antiquaria oder sogar als Neudrucke. An ihren alten Umschlagbildern sonnt sich eine reiche Erinnerung an Christnachtzeiten, als das Herz noch jung war. Alte traute Bekannte lächeln uns wehmutsvoll an und wissen von vielerlei Dingen zu erzählen, die wir schon längst vergessen haben!

Da steht ein alter Band von „Herzblättchens Zeitvertreib“ in seiner feurigroten Pracht, herausgegeben von Thekla von Gumpert in Glogau. Das wußten wir damals alle so genau, denn alljährlich lag unter dem Tannenbaum ein neuer Band mit seinen Farbendrucken und Schattenrissen. Manches dieser damals anscheinend prächtigen Bilder ist uns sogar im Gedächtnis haften geblieben. Irgend eine geheime Sehnsucht mag daran schuld gewesen sein. Wir schließen wonniglich die Augen und sehen vor uns noch immer das Zimmer mit den herabgelassenen Jalousien in irgend einer tropischen Gegend, eine bezaubernde stimmungsvolle Dämmerung, ein kleines weißes Mädchen, das von einer Negerin bedient wird.

Mehr sehen wir nicht — weiter wissen wir nichts mehr! Ein dunkles Bild des rauchenden Großvaters, der auf einem buntfarbigen Kanapee sitzt und einen Vogel im Käfig betrachtet, haftet merkwürdigerweise auch in der Erinnerung. Warum? weiß der liebe Himmel! Und dann noch ein Bild von der Mutter, die bei der traulichen Lampe näht und vor der ihr Kind im Hemde weint. Erinnerungen an heitere Scherenschnitte tauchen auf wie liebe Freunde aus ferner Jugendzeit.

Gleich neben den vor einem halben Jahrhundert so beliebt gewordenen „Herzblättchen“-Bänden überraschen uns die Erzählungen von Luise Pichler, von Ottilie Wildermuth und Elise Polko. Alte Einbände mit ihren Renaissanceverzierungen à la Ludwig Richter sehen wir nach vielen, vielen Jahren wieder und begrüßen sie wie alte Freunde, die wir einmal so gern gesehen und so gut verstanden haben. Wir erinnern uns sogar, wie treu wir sie behüteten, und dachten wohl kaum, daß wir sie einmal so leichten Herzens aus dem Gesichtskreise verlieren würden.

Noch immer spielt in der Kinderliteratur der schlimme Struwwelpeter seine große Rolle, ein moralisches Bilderbüchlein, das der Frankfurter Arzt Heinrich Hoffmann eigentlich nur für seinen Sohn gedichtet und gezeichnet hat, ohne dabei an eine Veröffentlichung zu denken. Dann sehen wir wieder unsere lieben teueren Münchener Bilderbogen mit ihren, den alten Moritaten nachempfundenen, teils moralischen, teils belehrenden Bilderreihen. Ihnen verwandt sind die köstlichen Bilderbücher von Wilhelm Busch, deren äußerst originelle Zeichnungen unsere Lachlust besonders gereizt haben. Die bösen Buben Max und Moritz wurden plastisch in Gips verewigt.

Auch der einst viel gelesene Gerstäcker, dann der „Lederstrumpf“ und alle die bekannten „Indianerbücher“, die Vorläufer der später aufgetauchten Karl May-Literatur, erschienen mit ihren alten Umschlagbildern wieder in Neudruck.

Seit der Herausgabe der Märchen- und Sagensammlungen der Brüder Grimm wurde diese Literatur ein anregender Lesestoff für die Jugend. Sie erschien in allen möglichen Ausgaben und erfreut noch immer das kindliche Gemüt. Damals wurden auch Andersens Märchen viel gelesen. Ihr altes Umschlagbild ist in den Auslagen wieder zu sehen, ebenso Bechsteins Märchen, die sogar in Neuauflage erschienen sind. Wer erinnert sich nicht an die vielbegehrten Sagen des klassischen Altertums von Gustav Schwab, dann an die Neubearbeitungen der Znaimer-bücheln, der Volksliteratur, die besonders auf dem Lande viel gelesen wurde! Da waren Dr. Faust, die Vier Heymonskinder, Fortunatus, die schöne Melusine, Genoveva, Siegfried und viele andere romantische Gestalten aus der Vergangenheit, die überall ihre treuen Freunde fanden. Wer lachen wollte, besorgte sich die Schildbürger oder den Eulenspiegel, und wer für fesselnde Abenteuer schwärmte, las Robinson und die kleinen „Indianerbücheln“.

Besonders eindrucksvoll blieben die seinerzeit viel gelesenen Erzählungen des Dresdener Schriftstellers Franz Hoffmann in Erinnerung, kleine Quartbändchen, die heute kaum bekannt und auch selten antiquarisch aufzutreiben sind. Das waren brav verfaßte Geschichtchen von rein erzieherischem Werte, die in jeder Schulbücherei standen. Ihr pathetischer Ausklang war wohl immer der gleiche: Reue wegen der begangenen Missetat, ein Kuß, ein warmer Händedruck und schließlich die obligaten Tränen der Rührung und der Freude.

Nun ist wieder die Weihnachtszeit da, und gerne pilgert man zu den Auslagen der Buchhandlungen, um vielleicht einen alten Bekannten wiederzusehen, um ihn mit nach Hause zu nehmen, damit er uns in einer stillen Ecke allerlei längst vergessene Geschichten auffrischt. Denn so ein altes Buch mit seinen bizarren Bildern, die einmal ein Kindesgemüt ergötzt haben, weiß oft mehr zu erzählen als die trockene Tagebuchaufzeichnung, die ihren inneren Wert schon längst eingebüßt hat.



Leichte Hand und leichtes Herz.

Bekanntlich haben die Schriftsteller heutigen Tages nichts zu lachen. Das ist ein Klagelied, das man in aller Welt hören kann. Aber es gibt auch Ausnahmen von diesem Zustande, der angeblich die Regel ist. Zu diesen Ausnahmen zählt der Newyorker Hart, der zwar erst im 28. Lebensjahre steht, aber dennoch schon über ein Einkommen von 3000 Dollar in der Woche verfügt. Man versteht ohne weiteres, daß der jugendliche Poet damit sein Auskommen hat, obwohl er in einem palastartigen Hause wohnt, das auch seine greisen Eltern beherbergt. Mister Hart kennt auch keine Leidenschaften, wie er sagt und wie allgemein bekannt ist. Oft sieht man ihn undebeckten Hauptes und mit brennender Pfeife durch die Straßen schlendern. Allerdings ist er trotz allem nicht wunschlos glücklich. Es fehlt ihm nämlich an — Geld. Ja, das sollte man nicht glauben. Er hat aber mit seinem Buche „As Thousands cheer“ derartige Erfolge gehabt, daß nun das Finanzamt von ihm die Kleinigkeit von 20 000 Dollar haben will. Und das zu zahlen fällt selbst einem so fruchtbaren Schriftsteller schwer. Es ist immer dasselbe Lied: Wenn der Erfolg schon längst verrauscht ist und die erfreulichen Einnahmen den Weg alles Irdischen gegangen sind, dann kommt der Onkel von der Steuer und beschert den Katzenjammer. Ob er jedoch beliebter wird, wenn er schneller läuft, darf man billig bezweifeln. Er gehört zu den Unglücklichen, die von sich sagen: Wie ich's mache, ist's falsch.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.